



Max Blaeulich

Johann Barth vulgo **JOBA** Schauer

Sich an einen Menschen explizit erinnern heißt verklären, über- oder untertreiben, verzerren, entspiegeln, bespiegeln, sich in ein Verhältnis setzen, das wahrscheinlich gar nicht so stimmt, wie es aufgezeichnet, notiert wird, jedenfalls wird immer eine Färbung, zugleich eine Ver- oder Einfärbung stattfinden, die im günstigsten Fall eine mehr oder weniger phantasmagorische Annäherung darstellt, im schlechtesten Fall eine fade Deskription langweiliger Lebensbeschreibungen ergibt, die eine Aneinanderreihung von Verhaltensauffälligkeiten oder Anekdoten ist. Gewichtung der Ereignisse, Bedeutung des Gemeinsamen, Beobachtung des Exzentrischen oder Erinnerung der Erscheinung in einem bestimmten Kontext verschmelzen in diesem Fall unweigerlich zu einem Amalgam. Persönlich sind mir eigentlich die Über- oder Untertreibungen am liebsten, weil sie die Möglichkeit bieten, die Mediokrität des Einzelnen hintanzustellen, aus einer absurden Perspektive Nasen, Augen, Ohren etc. abzuschneiden und die Möglichkeiten, die diese Person hatte, weiterzudenken und ein neues Ganzes zusammenzufügen. Von diesem Vorgang oder von diesem Kunstgriff einer durchaus elastischen Verfestigung oder Bizarrerie erzähle ich jetzt:

Johann Barth (JOBA) war kein obskurer Mensch, höchstens einer mit seltsamen Vorlieben oder Begierden, Obsessionen, die so manchen von uns eignen, vorausgesetzt, der Betrachter schaut nur genau hin und fängt zu dividieren an; die dunklen von den hellen Seiten. Man flanieri nur einmal in bestimmte Cafés oder in irgendeinen Nachtclub der mittleren Gehobenheit. Überall sind Leute anzutreffen, die etwas eigen sind, deren Marotten einen zum Aufblicken veranlassen, verkrachte Existenzen, Hochstapler, Gescheiterte, selbst ernannte Künstler, Theatermenschen, halbe Genies und ganze Verrückte und so weiter und so fort.

Barth lernte ich 1972 kennen. In seinem *Archivroman*, den er 1988 verfasste, erinnert sich Barth an ein Ereignis, bei dem ich anwesend war:

„Bildstop Nr. R. 793: Februar 1972. Mein Auftraggeber, die Jeans-Firma ‚Levi-Strauss Austria‘ ordete [sic] eine Mode-Bildserie: vier nebenberuflich tätige Modelle (zwei Dressmen und zwei attraktive, schlanke Frauen) wurden von der Firma beige stellt. Einer der jungen Modelle war: NIKI LAUDA! Nach unserer stundenlangen Arbeitssitzung wünschte sich Niki Lauda: ‚Haltet mir die Daumen! Ich fahr‘ morgen zu meinem ersten Formel II-Einsatz nach Spanien.“¹

Ich war damals Merchandising Manager bei *Levi Strauss*, der wohl jüngste in der Firmengruppe, und mitverantwortlich für diese Fotoserie, die meines Erachtens von allen Beteiligten wenig professionell angegangen wurde. Was verstand denn unsereins von tollen Fotos. Mir kam die ganze Angelegenheit eher vor wie eine Bastelstunde in Sachen Fotografie, so als habe man gewisse Leute vom Tennisclub Fallenegger – einem auf schick setzenden Tennisclub der Jeunesse dorée – mit dem Tenniskapperl zusammengefangen, Mädels und Burschen engagiert, da preiswert, und vor die Kamera gesetzt. Alle Anwesenden taten sehr, sehr wichtig, sehr blasiert, nur keiner kannte sich aus. Elendslang wurde über Posen gefachsimpelt. Wenn die Posiererei dem Lichtbildner Barth einfach zu lang dauerte, zu viele dreinredeten, dann fing Barth zu diktieren an. Er schwang sich letztlich zum Diktator der Pose auf und alle mussten kuschen. Eine Peitsche hätte ihm gebührt. Auf seinen Befehl hätten sich gewiss die Models durch brennende Reifen gestürzt und der Dompteur hätte furchtlos sein Haupt in die Rachen der Mädels gelegt. Er knurrte und schimpfte unerbittlich, wenn er einen Bruchteil von einer Sekunde zum Auslöser hinzitterte, weil sich die Bestien immer zu rühren anfangen. Gefürchtet war sein Ruf: „Mehr Licht!“ Es schwoll ihm eine Zornesader mitten auf der Stirn. Sicherlich, die Mädchen waren hübsch, an der Mode und am leichten Geld mit Aussicht auf Karriere interessiert und waren bereit alles zu opfern, ich behauptete, sie wären sogar nackt vom Zehnmeterurm im Leopoldskroner-Bad gesprungen. Leider konnten die Hobby-Schönheiten nicht wirklich professionell mit Stöckelschuhen gehen – das wurde allgemein von uns Managern bemängelt, damit irgendetwas Fachmännisches gesagt wurde – und jemand kam auf die Idee eines Satzes, der zu

allgemeiner Peinlichkeit führte: „Fräulein, Sie bewegen sich wie ein junges Nilpferd.“ Worauf die so unqualifiziert angesprochene Schönheit der Nacht zu weinen anfang, was wieder das zarte Mitgefühl der Herren hervorrief und sogleich bildeten sich Lager. Barth spendete Trost und Verständnis, weil ohnehin im Fall dieser Fotositzung das Schuhwerk egal war. Stöckelschuhe mit Jeans war damals unvorstellbar, höchstens eine geschmackliche Verirrung. Niki Lauda war ein schwächlicher Typ, taugte maximal als Rennfahrer, da waren sich alle einig, keinesfalls als Dressman. Diese Ansicht der vollkommenen Untalentierteit Laudas als Vorführer von Modewaren aller Art wurde bestärkt, als er es dann doch im Kreisfahren zum Meister brachte und sich in seinen Overalls standesgemäß ablichten ließ. Hierin war er sehr talentiert.

Milo, der zweite schöne Mann, begann mit diesen Fotos eine durchaus beachtete Karriere, besonders in den diversen Modeversandhäusern der günstigeren oder sagen wir der billigen Natur, wie zum Beispiel bei *Universal Versand*, *Otto* und *Neckermann*, wie halt die Falotten damals hießen. Solch schöne Männer haben es durchaus schwierig im Leben. Sie werden angehimmelt, sie werden von der fraulichen Kennerschaft in puncto Mode um Freifahrtickets zu den Laufstegen der Welt angebettelt, was schon sehr energierend ist, und dann noch müssen sie in der Nacht einiges Geschlechtliches leisten, worüber sich der Normalsterbliche gar keine Vorstellung macht, weder von der Kompliziertheit der Männer und Frauen noch von der Mickrigkeit der Hotelzimmer. Schließlich müssen zukünftige Models beweisen, was sie bereits im Vorstadium der Verpuppung alles können. Da ist es kein Wunder, dass so mancher in der Chemie sein Heil suchte. Wenn Models in spe ihr Ziel definiert haben, egal ob sie eine große oder kleine Laufstegfliege zu werden beabsichtigen, dann sind sie bereit fürs Pferddestehlen. Ich denke, Barth war sich dieser seelischen Vertracktheit bewusst, denn nicht von ungefähr berichtet er in seinem *Archivroman* von weiblichen Kandidatinnen, die in ihm, dem Fotografen, die erste Hürde zu nehmen beabsichtigten, die es nicht zu überspringen, sondern flachzulegen galt. Nicht nur einmal beschreibt er züchtige, fast schüchterne Mädchen, die von ganz normalen Modeaufnahmen ins Milieu der Nudität abglitten und sich für schöne, großformatige Bilder dem Fotograf privat und schließlich der Industrie öffentlich zur Verfügung stellten. Manche schreckten auch nicht vor der damals noch verbotenen Pornografie zurück. Wenigstens hierin florierte die Naturalwirtschaft einigermaßen. Selbst das Trinkgeld

der Damen für Barth – kleinere körperliche Extras – war meist großzügig, schon im Hinblick auf weitere Fotosessionen. Nur so konnte ich mir das dauernde Gefasel von „hocherotisch“ und „sehnsuchtsschmachtend“ erklären, ein Zustand, der den Bildern anhaften soll wie ein raffiniertes Parfum. Der allgemeine Terminus technicus für ein gutes Bild war das wie die Morgenröte aufstrahlende Wort „geil“ in den Kopfkosmen des p. t. Fachpublikums und in denen des Plebs sowieso.

Barth stand in seinem Ansehen ganz gut da, vielleicht auch darum, weil er als Fotograf schwer einzuschätzen war, das heißt, niemand verstand profund etwas von Fotografie. Deshalb waren die Fotos fast automatisch gut, vorausgesetzt dass aus diesen der eben erwähnte Hauch von Verruchtheit wehte, der gewisse Pawlow'sche Reflexe im Rachenraum zu erzeugen wusste.

Die Models gaben sich bestimmt alle Mühe, Geilheit und Erotik zu evozieren. Vormittags und nachmittags. Kein Wunder, dass sie zu schwitzen begannen. Das sah ich ganz deutlich an den Achselhaaren der Protagonisten, Haare, die still und leise feucht wurden und über die der Schweiß still tropfte. Damals waren Rasuren noch sehr selten, international sah man schon ihren Siegeszug, national waren Rasuren noch nicht sehr üblich, geschweige denn Tattoos. Selbst die angebetetsten Filmgöttinnen, wie Ursula Andress oder Anita Ekberg, trugen in besagten Jahren noch ungeniert Achselhaare. „Schmachtend“, rief Barth ins Set, „mehr schmachtend Leute, kapiert ihr Mistkäfer, schmachtend muss der Blick sein.“ Bald war das ein geflügeltes Wort. Hätte Barth gesagt, sie müssten auf den Schultern eines Eisbären nackt posieren, sie hätten wahrscheinlich alles getan, um die Schultern eines Eisbären zu erklimmen und schmachtend gebibbert. Todesmutig waren sie, aber was noch viel ausschlaggebender war, sie waren auch versext. Barth war das ebenso, wie auch Teile der Merchandising Group, die in diese Fotosession stolperten wie der berauschte Harald Juhnke auf die Bühne. Ich musste Niki Lauda immer wieder Jeans zum Anprobieren bringen, die er sich sozusagen als zusätzliches Honorar behalten durfte. Dann klatschte Barth wieder in die Hände, wenn er an seinen geheimnisvollen Apparaten genügend gedreht hatte: „Zur Sache, zur Sache!“, und schon nahmen alle ihre versteinerten Posen ein. Barth blickte mehrmals in seine Rolleiflex, murmelte: „Geiler, etwas geiler, viel geiler“, und dann nuschte er erneut etwas von: „Schmachtend, schmachtender, schmachtend, aber ein wenig

geil, geil schmachkend“, bis er endlich sagte: „Bravo, bravo!“ und „Das ist es!“ So ging das hin und her bis endlich eine genügende Anzahl schmachkend-geiler Fotos vom Rennfahrer Biberl, dem griechischen Gott Milo und den Fruchtbarkeitsgöttinnen aus der Schallmooser Vorstadt in seinem Fotoapparat landeten. Tatsächlich wurden dann die Fotos schön entwickelt, unter „Ah“ und „Oh“ begutachtet, bevor sie das Licht der Öffentlichkeit auf den Plakatwänden erblickten.

Ich war damals noch keine große Nummer im Jeansgeschäft. Barth dagegen hatte einen durchaus geheimnisvollen Ruf als Modefotograf, insbesondere beim TC Fallenegger, der von dem Ex-Rennfahrer „George“ Fallenegger gelenkt wurde. Er verstand angeblich etwas von der großen, weiten Welt der Rennstrecken, zum Beispiel auf den Gaisberg hinaufzuhetzen und hinunterzusausen. Das Wissen um dieses Große und Weite der Schmiermittel und Benzingerüche wusste er geschickt auf die Bayernstraße zu übertragen. Eine richtige Clubatmosphäre, das internationale Flair von frisierten Autos entstand in diesem eigentlich bronxartigen Bezirk von Hütten und Baracken, ein Tennisclub zwischen den Schallmooser Mietshäusern. In dieser Gegend, in diesem Tennisclub, schien sich der hoffnungsvolle Nachwuchs der Salzburger Gesellschaft nahezu unerschöpflich zu erquicken und den Typus des Homo eroticus bravourös zu vermehren. Selbst das Gesindel, welches auf sich hielt, verkehrte dort mehr oder weniger extravagant oder imitierte zumindest die große weltmännische Geste der Galanterie, des feinen Geldes und der Lacoste-Leibchen. Was mir damals an Barth als Erstes auffiel, waren seine pomadierten Schmalzlocken, die er sich ins Gesicht gekämmt hatte. Diese Frisur irritierte mich unheimlich, war es doch eine Frisur, die in einem geradezu blasphemischen Gegensatz zu Woodstock und zur Hippiebewegung stand. Vielleicht signalisierte er damit den Status seiner Stellung als dreiäugiger Beobachter, als Chamäleon unter den Exaltierten. Er war alles andere als ein Hippie, keiner der Drogen einschmiss, eher einer, der sich in der Distanz hielt und sich in einer gewissen Weise nicht zu jenem Mainstream gehörig fühlte, der beim TC Fallenegger ein- und ausging. Vielleicht schuldete er das seinen Wurzeln. Möglich, dass er vielleicht auch mein Herkommen aus selbiger Gegend witterte. Stammten doch unsere Eltern aus Siebenbürgen, genauer gesagt aus Hermannstadt bzw. aus der bäuerlichen Umgebung, die es heute als soziale Einheit nicht mehr gibt, eine Gesellschaft, die längst ausgelöscht wurde. Der, der konnte, floh aus

Rumänien. War er Nazi musste er fliehen und war er keiner, musste er auch in die Welt der Ruinen fliehen. Trotzte er, trotzte er vergebens, denn die sowjetischen Bergwerke fraßen ohne Unterlass Menschen, insbesondere Deutschsprechende. Den Rest besorgten dann die Spinnen des Kalten Krieges, Ceausescu und Parteikonsorten. Gründlich und radikal säuberten sie ihr Land vom deutschen Unkraut. 1944 floh Barths Familie. Zuerst nach Deutschland und dann weiter nach Oberösterreich. Der damals Fünfzehnjährige fing als Hilfsarbeiter auf dem Bau an, wohnte in Barackenlagern und träumte von einem Leben als Fotograf. Er war fasziniert, als er die erste Kleinbildkamera auf dem Handgelenk eines in Hermannstadt urlaubenden Soldaten sah. Angekommen in Österreich versuchte er zu einer Kamera zu kommen. Der Tauschwert für eine gebrauchte Kamera war zwei Paar Damenstrümpfe, sogenannte Nylons. Ein Ding der Unmöglichkeit. Aber vielleicht war es gerade deswegen, dass Barth dann doch die zwei Paar Damenstrümpfe auftrieb, dass er Fotografie sehr schnell mit Erotik assoziierte, jedenfalls gab es diese Verbindung von Erotik und Fotografie am Beginn seiner Laufbahn. Wie Barth selber schreibt, begann ungefähr um 1951 seine Joba-Unternehmung, hergeleitet von Vor- und Nachnamen. Joba sollte also in Zukunft sein Markenzeichen werden. Und es wurde es. Ein umfangreicher Bildband, herausgegeben vom Archiv der Stadt Salzburg, zeugt von den Aufnahmen dieser Zeit. Insofern sind sie interessant, als sie doch den Alltag einer Stadt zeigen, die andere Fotografen links liegen ließen, da es weder Schönwetteraufnahmen noch Sehenswürdigkeiten waren. Das vielleicht macht die Aufnahmen wichtig und lebendig. Alltagsfotos eines pulsierenden Lebens, Fotos des Wiederaufbaus, Bildreportagen über Herrn und Frau Meier, über das Marktgeschehen, Kuriosa, Festspielbesucher, Tagesereignisse, Sportereignisse usw. Und dann waren da noch die Burschen und Mädchen, die von einer Karriere als SchauspielerInnen träumten oder Ähnliches anstrebten. Meist waren es Mädchen, die er mit möglichst wenigem Gewand, eigentlich nackt zu fotografieren hatte. Er brauchte sich nicht sehr um sie zu bemühen, sie bemühten sich um ihn. Jobs Markenzeichen war die um die Schulter hängende Kamera. Sein *Archivroman*, den er Jahre später fast als eine Referenz über seine Arbeit als Fotograf schrieb, ist nichts anderes als ein Bericht über sein Leben als Fotograf, seine Erfolge mit Bildern und zugleich seine Erfolge bei Frauen, die ihn aussuchten, um sich ablichten zu lassen. Wenn schon die beiden Paar Nylons der Preis für eine Kamera waren, war der Preis für eine Serie herzeigbarer Fotos Sex, der fast bereitwilligst

gezahlt wurde oder der inklusive war. Jedenfalls spielte das fast immer eine Rolle. Nicht, dass er hier forderte, sondern dass ihm Sex angeboten wurde. Das mag einem mehr oder weniger sympathisch oder nicht sympathisch sein, doch so viel Einblick hatte ich schon in die Welt der Mode gewonnen – ich jettete zwischen Rom, Paris, Brüssel, Amsterdam und London herum, auf der Suche neuer Trends –, war Sex doch eine Naturalwährung, ähnlich der Usancen der damaligen Ostblockstaaten, die mit Gurken oder Tomaten ihre Jeansrechnungen zu bezahlen suchten. Nichts also gegen die Tauschwirtschaft und Kompensationsgeschäfte. Eigentlich kannte ich gar keine andere Form, mit der sich Mädels eine Fotostrecke bezahlen konnten. Als junger Fotograf musste Barth geradezu angetan von den sich ihm eröffnenden Aussichten gewesen sein. Er betrat sehr bald, sehr rasch und sehr dediziert die Welt der Erotik. Manchmal hatte ich den Eindruck, diese Welt würde ihm über den Kopf wachsen. Hierin täuschte ich mich gründlich. Jedenfalls nahm er mich damals in diesem Kontext wahr. Natürlich war ich viel, viel fescher als er – wie gesagt die Schmalzlocken, die er noch dazu oft mit Spucke fixierte. Eine nervöse Geste, wenn die Elida-Haarcreme nicht mehr hielt, das war ein absoluter Fauxpas. Außerdem war ich größer als er, breiter gebaut, schlank und überhaupt. Barth erkannte sofort meine Möglichkeiten auf allen Gebieten der Erotik – „doch leider“, wie er oftmals zu mir sagte, wenn er mir einen Einführungskurs in die Verhältnisse der Intimitäten geben wollte, „bist du noch immer Jungherr mit einer religiösen Schlagseite.“ Wie gesagt, ich war schöner und durchaus interessant als angehender Schriftsteller, denn insgeheim war Mode für mich nichts anderes als Flitter und Talmi. Nicht weil ich das Handwerk nicht mochte, sondern was drumherum zelebriert wurde, wie sie aufgemotzt wurde, inwieweit Netzwerke eine Rolle spielten, Geld und Macht ins Spiel kamen. Da *Levi Strauss* eine Weltmarke war, beobachtete ich als Zwanzigjähriger genau diese Melange und verfluchte sie. Weder die Zonen der Erotik interessierten mich damals noch jene des Glamour. Ich beschäftigte mich intensiv mit Literatur und Kunst. Das war vielleicht eine Ebene, die Barth anzog. Er schwärmte mir von literarischen Versuchen vor, von einer Zeit, wo er das Fotografieren hinschmeißen und nur mehr seinen Neigungen nachgehen wolle, so wie ich. Natürlich nahm ich das Geschwafel nicht ernst, doch ihm war es ernst. Ich erkannte das nicht. Vielleicht hätte ich ihm damals die Hand reichen sollen, leider reichte ich sie ihm nicht. Zwischen uns standen seine Frauengeschichten, Frauen, die er sich aufriss, während der Shootings. Er war längst

süchtig nach Frauen geworden. Kaum blickte ihn eine länger als eine Sekunde an, spielte es bei ihm im Kopf „Ramona“. Viele blickten ihn an, so als wäre er der Prinz von Arkadien. Barth blickte sie jedoch durch das Objektiv an, spionierte die Kurven und Wunder und Geheimnisse eines Körpers aus, vergrößerte sie und projizierte sie an die weiße Wand. Dies war seine Welt. Der professionelle Umgang mit halbnackten Damen und Herren, das Drumherum und die gespielte Lässigkeit, als Selbstsicherheit getarnt, sowohl beim Fotografen als auch bei seinen Models, befeuerten nur Sucht und Begehren. Noch aber war Barth erst am Anfang der tollkühnen Fotos und musste sich redlich als Allerweltsfotograf durchschlagen. Mit Aufträgen von Zeitungen, die damals wie heute kaum etwas bezahlten. Aber er ging diesen Weg konsequent. Das Wanderleben als Baubaraber hatte ungefähr um 1951 ein Ende. Er begann seine Fotos nun mit dem Kürzel Joba zu bezeichnen, vielleicht auch, um zu signalisieren, es beginnt etwas Neues, etwas anderes. Joba, ein schöner zweisilbiger Wohlklang, eine klingende Marke, wie OMO oder Cola, jedenfalls hatte JOBA das Zeug zu einer Marke, eine Versprechung von etwas zu erwartendem Großen. Aber dieses Große blieb letztlich ein Versprechen. Joba scheiterte immer wieder an oder mit seinen Amouren. Arg traf es ihn im Sommer 1957.

„Bildstop Nr. 3724: Sommer 1957: Vorläufiges, ‚absolutes‘ Ende meiner journalistischen Freiflugversuche... Vom Arbeitsamt wurde mir eine Arbeit als Hilfsbuchhalter (!), plus inkludierter Verkäufertätigkeit bei TISCHLER LAGO, in der Getreidegasse vermittelt. [...] Mein Chef, Herr Schneider und meine Kollegen, Brandauer und Kreil, mokierten sich darüber, daß ich meine Kamera immer in Griffweite und ‚schußbereit‘ neben mir am Schreibtisch liegen hatte. Ich hatte meinen früheren Beruf nie aufgegeben, innerlich, in einem Hoffnungswinkel meines Herzens, war und blieb ich der Fotograf und so konnte und durfte ich meiner Kamera nicht untreu werden. Ob auf dem Weg zur Arbeit, in der Mittagszeit oder am Heimweg durch die Salzburger Alpenstrasse: immer hatte ich meine LEICA bei mir, ähnlich einem Raucher, der sich ohne Feuerzeug hilflos ...“²

So stand es also 1957 um JOBA bei LAGO. Nicht verwunderlich. Das Jahr darauf heuerte er bei *Foto-Porst* an. Eine mir nicht unbekannt Adresse, verbrachte ich, ach mein erstes Lehrjahr bei derselben Firma, als Foto-Großhandelskaufmann,

was Barth und mir Gesprächsstoff gab, da wir gemeinsame Bekannte hatten. Barth schrieb in seinem *Archivroman*:

„Bildstop Nr. 5199: Frühsommer 1958. Vom Nullpunkt wieder in die Zielrichtung unterwegs! Meine bisherigen Kenntnisse als Amateur- und Profifotograf, sowie meine Wortreportagen wurden bei der Neubewerbung zum Vorteil. FOTO-PORST, der Welt ‚größtes Fotohaus‘, Hauptsitz war Nürnberg, gab mir, als Angestellter der neuen Filiale in Salzburg die große Chance. Ich übersiedelte, von den ‚Holzwürmern‘ in der Getreidegasse, zu den ‚Foto-Enthusiasten‘ in die Peilsteiner Straße. Ab sofort war ich eine Variation von: fernberatender Foto-Onkel; diktierte mein Wissen im Laufe zweier Jahre auf tausende Briefseiten. (Frühjahr 1958 bis Sommer 1960; etwa 42.000(!) Seiten).“³

Wie es Barths Natur entsprach, klärte er mich nicht nur in diffizilen Liebensachen auf, sondern auch über heikle Beziehungsprobleme und Liaisons bei *Foto-Porst* beziehungsweise den *Great Universal Stores*, einer englischen Versandfirma, die 1966 Teile von *Foto-Porst* übernahm, da die Nürnberger Firma fallierte. Jedenfalls wusste Barth bestens Bescheid, wer von den verbliebenen Angestellten mit wem das Bett teilte, vor welchen Seilschaften man sich in Acht nehmen musste und wie man kleine Vergünstigungen bekommen konnte. Mich ging das schon längst nichts mehr an, da ich als Lehrling gekündigt hatte. Konnte ich doch ein exzellentes Zeugnis vorweisen und eine hundsmiserable Lehre nachweisen, bei der der Lehrling nur als Trottler und Paketschupfer Verwendung fand. Also brach die Schulbehörde meine Lehre offiziell ab (es konnte der Lehrling nicht kündigen) und ich wurde zu meinem Glück zu *Levi Strauss* befördert. So kam es zum Zusammentreffen von Barth und mir und zum Gespräch über *Foto-Porst* und die Betten, aus denen die herrschenden Kreise sowohl *Foto-Porst* als auch den *Universal Versand* dirigierten. Darüber wusste er eine Menge Einzelheiten und ich ebenfalls, was zwischen den irrsinnslangen Umziehpausen und allem anderen Gwirx mit Knöpfchen, Häkchen und Strapsen als amüsanter Gedankenaustausch begann. Barth konnte es gar nicht fassen, dass ich in meinem jugendlichen Alter nicht nur eine verantwortliche Position innehatte, er konnte es auch nicht fassen, kein Draufgänger wie er zu sein und noch viel weniger keinen Harem zu haben, sondern, dass ich mich mit Kunst und Literatur befasste. Wahrscheinlich hätte er mich in diesem Milieu halbnackter Damen

am liebsten als „Playboy“ gesehen, den er doch regelmäßig gab und deren Periodikum las, „wegen der wunderbaren Künstler“, wie er sich vornehm ausdrückte, „und bedeutenden Schriftsteller“. Klar, nur wegen der ebenmäßigen und alabasternen Künstlerinnen gingen diese Hefte von einer in die andere Hand. Damals dachte ich mir, als ich die Hände der nach dem Journal Greifenden sah, ein Roman könnte doch den Titel tragen „Die Rache der schwitzenden Hand“. Für mich war klar, wohin Barth mit seinen Fotos wollte: Zu Hefners *Playboy*! Aber das spielte es vorerst für den Dahergelaufenen aus Siebenbürgen nicht. Er wurde Pressefotograf. Barth schreibt:

„Bildstop Nr. 2290: Ranshofen, 1. Jänner 1956. Ich war sauer! Herr Neumann beauftragte mich, ausgerechnet an Sylvester, eine Reportage-Tour nach Ranshofen zu machen. Dort mußte ich eine 102-jährige Greisin besuchen, befragen und fotografieren! [...]“⁴

Verständlich, dass Barth sich etwas anderes vorgestellt hatte, als Lokalreporter zu sein, der Rührstücke mit viel Unglück und Glück und wundersamer Rettung in letzter Minute in ganz Österreich aufzuspüren hatte. Doch vielleicht, obwohl diese Schule ihm nicht behagte, war sie eine gute, keine schlechte Lehre, denn irgendwie verdarb sie ihm nicht den Blick auf die kleinen Leute, auf das Alltagsgeschehen, auf die sogenannte „Normalität“. Freilich, verkaufen konnte man diese Bilder nicht, man verdiente nichts und ich bezweifle, dass Barth etwas mit ihnen vorhatte, denn kaum vorstellbar, dass Bilder dieser Art und Qualität irgendjemanden interessieren könnten.

„Bildstop Nr. 2030: Salzburg, Winter 1954/55. Ich begann immer ‚besessener‘ mit der LEICA zu arbeiten... Mit ‚Knipser-Wut‘ fotografierte, dokumentierte ich alles, was sich als interessant vor den Sucher bringen ließ: das neuerbaute Unfallkrankenhaus – das im Neubau befindliche Hotel MIRABELL – das angeschlossene Kurhaus – die vorweihnachtlich geschmückte Getreide-Gasse –. Es wurden Bilder, die die äußere Veränderung dieser Stadt festhielten.“⁵

Erst ein halbes Jahrhundert später, kurz vor Barths Tod, gab das Salzburger Stadtarchiv einen Band von Barths Fotografien zwischen 1950 – 1975 heraus. Eigenartig, wie diese Fotografien zurückführen in die längst als vergessen

gegläubte Vergangenheit, in eine Stadt, in der ich die Jugend verlebte, bevölkert von Typen und Situationen, die mir bekannt sind, Bauwerke und Verkehrsverhältnisse, die ich so erlebt hatte. Beim Blättern in diesem Band seiner frühen Fotografien war mir, als ginge Barth hinter mir. Eigentlich müssen sich unsere Wege und wahrscheinlich auch die von vielen anderen oft gekreuzt haben. Barth lieferte Fotos für die in meinem Kopf längst vergrabenen Bilder. Er gibt mir Bilder zurück, mit anmutigem Beiwerk, komischen Typen, die ich tagtäglich nur am Rande wahrnahm, sogar die Geräusche der Motoren, das Geplappere am Markt, die Schaufensterdekorationen, die Typen vor dem Kino, die Mopeds der Halbstarken, den „Mississippi-Dampfer“ am Hanuschplatz, den hellblonden Badewaschl vom Volksgartenbad und das Publikum vor dem „Western Saloon“, in den ich mich als Nichttänzer kaum traute ... Diese Seite von Barth kannte ich damals, als sich unsere Wege bei *Levi Strauss* kreuzten, nicht. Auch von seiner Bekanntschaft mit Thomas Bernhard wusste ich wenig. Später, als er sich nur mehr als Literat wähnte, erfuhr ich doch einiges über diese Bekanntschaft, auf die er sehr stolz war. Barth hatte Bernhard in den frühen fünfziger Jahren kennengelernt, wie er schreibt, in der Redaktion des „Demokratischen Volksblatts“. Auf Geheiß des damals verantwortlichen Redakteurs, Dr. Herbert Moritz, nahm Bernhard Barth mehrmals zu Gerichtssaal-Berichterstattungen mit. Jahre später trafen sie einander in der Kulturredaktion der „Salzburger Nachrichten“ wieder und arbeiteten zusammen als Filmkritiker. Bernhard, so Barth, verstieg sich zunehmend in dichterischen Beschreibungen, was Max Kaindl-Hönig zur Feststellung veranlasste: „Wer soll sich bei Ihrer dichterischen Verstiegenheit noch auskennen!“ Worauf Bernhard wütend den „Kulturpapst“ anschrie: „Lecken S' mich doch am Arsch!“ Vergnüglich berichtete Barth diese Begebenheit. Er schreibt:

„Da sich Bernhard gern von mir fotografieren ließ, machte ich auch an diesem Wiedersehenstag [November 1963] vom 32jährigen Dichter-Journalisten, mit der FAZ in der Hand, aus einem Glas Wasser trinkend und auf dem kleinen Marmortisch vor ihm das Buch FROST liegend, Bilder. Seine einzige Bedingung war: ich durfte die Bilder überall publizieren, aber niemals bei den SALZBURGER NACHRICHTEN!“⁶

Barth hat tatsächlich eine Reihe gültiger Bernhard-Porträts hinterlassen, die heute von Sepp Dreissinger archiviert werden. 1981 gab Barth das Fotografieren

auf, um sich nur mehr der Literatur zu widmen. Ich habe ihn damals öfters getroffen und konnte seine Entscheidung nicht nachvollziehen. Für mich blieb er der Fotograf und „Playboy“.

In den 80er Jahren wandte er sich ausschließlich der Literatur zu und stieß sogleich auf Jack Unterweger, ein in der Strafanstalt Stein einsitzender Frauenmörder, der sich ebenfalls zu dieser Zeit der Literatur zuwendete. Immerhin war dieses Zusammentreffen der beiden erotisch hochgebildeten Herren nicht von ungefähr. Ich denke, zu dieser Zeit kam der Begriff „Häfenliteratur“ auf, eine dumme Bezeichnung. Entweder es ist Literatur oder sie ist es nicht. Später wurde Unterweger in einschlägigen Kreisen in Anlehnung an Jack the Ripper „Jack the Writer“ genannt. Immerhin etwas origineller, sieht man davon ab, dass insgesamt mehr als ein Dutzend Frauen daran glauben mussten. Barth war heiß auf erste Veröffentlichungen und Unterweger ebenso. Letzterer gründete sogar eine Literaturzeitschrift mit Namen „Wortbrücke“ unter deren Firmierung die ersten Romane oder Berichte aus dem Gefängnis herauskamen und viele prominente Namen als Beiträger in dieser Zeitschrift figurieren. „Jack the Writer“ hatte mit seinem lyrischen Erstling ziemlichen Erfolg. Dann folgten „Fegefeuer“ und „Endstation Zuchthaus“ sowie die Erzählung „Bagno“ und der Roman „Va Banque“. Bis sich die Verbindung der beiden in Luft auflöste. Unterweger galt als resozialisiert und nach sechzehn Jahren Zuchthaus kam er frei, eine Freiheit, der zahlreiche Sexarbeiterinnen zum Opfer fallen mussten. Diese Geschichte, oder soll man sagen Kriminalgeschichte, ist bekannt, in zahlreichen Büchern aufgearbeitet und verfilmt worden. Späterhin habe ich Barth einmal darauf angesprochen. Er schüttelte den Kopf, als wolle er mir sagen „ich verstehe es nicht“ oder vielleicht sogar „die Lust, ja die Lust verdreht dir den Kopf“. Das hatte mir Barth tatsächlich einmal gesagt, nur nicht zu diesem Zeitpunkt, aber ich dachte an diesen Satz, wenn er mir von den himmlelendlangen Beinen der Models vorschwärmte oder von jenen Frauen, die die sexuelle Initiative bei seinen Rendezvous übernahmen. Tatsache aber ist, eine Form der Anmache, die ich einige Male bei ihm beobachtete. Ich erwähne sie darum, weil Gustav Janouch, ein Bekannter Kafkas, sie in dem lesenswerten Buch „Prager Heckmeck“ so glänzend beschreibt, dass mir schien, als lugte Barth zwischen den Zeilen hindurch. Die Geschichte ist schnell nacherzählt:

In der Innenstadt Prags beobachtet ein notorischer Frauenheld die vorbeischlen-dernden, alleinstehenden Damen. Blieb eine vor einem Unterwäschegeschäft stehen, um sich in die Modelle der ausgestellten Wäsche zu vertiefen, dann

eilte er hinzu und sprach die Dame an. Eines Tages war es wieder so weit. Empört über diese Anmachete mitten in Prag klebte ihm die Dame eine, wobei sie zugleich hinzufügte: „Nicht hier, kommen Sie um die Ecke.“ Nach gewissen Vorhaltungen drückte sie ihm eine Visitenkarte in die Hand, sagte, sie erwarte ihn in fünfzehn Minuten. Ihr Mann sei Vertreter und nicht zu Hause. Also ging der Herr zur besagten Adresse, klingelte, stapfte in den fünften Stock und wurde bereits von der Dame im Morgenmantel erwartet. Das Abenteuer schien seinen Lauf zu nehmen, zwei Drinks standen bereit, aber als sich der Herr der Krawatte entledigen wollte, schrillte die Klingel. Sie: „Um Gottes willen, das ist mein Mann.“ Er: „Was tun?“ Sie: „Sie sind meine Haushaltshilfe. Bügeln Sie die Wäsche im Wäscheraum.“ Und er bügelt und bügelt. Von draußen hört er fortwährendes Gelächter, bis der arme Bügler ihren Mann flüstern hört: „Welchen Idioten hast Du Dir diese Woche gefangen!“

Es ist kaum zu glauben, aber ich habe es tatsächlich mehrmals beobachtet: Barth ging ähnlich vor und zwar in folgender Variante. Er verfolgte seine ihn erregende Dame, bis sie in eine Auslage blickte oder vor einem Zebrastrreifen zum Stehen kam. Dann beugte er sich zu ihrem Ohr und flüsterte: „Wenn Sie einen sexuellen Notstand haben, dann wählen Sie die Nummer 878786.“ Ob die Nummer stimmt, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war es eine sehr ins Ohr gehende, leicht zu merkende Nummer und tatsächlich, wie er mir lachend bestätigte, funktionierte dieser Schmäh. Und es waren durchaus attraktive Damen, die darauf reagierten. Hätte ich diese Begebnisse nicht selbst gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben. Früher war es die Kamera, die die Mädchen anmachte und ihn zum Herr über Leben und Bild machte, was es aber in den letzten Jahren war, ich weiß es nicht. Barth war weder ausgesprochen attraktiv noch sonst wie philosophisch anziehend, möglicherweise ein Faserschmeichler. Naja, vielleicht anziehend, wegen seiner verruchten Literatur aus der auch ein wenig „Jack the Writer“ wehte. Vielleicht fehlt mir hiezu das Sensorium. Obwohl ich rätsle und rätsle, ich komme nicht dahinter, was sein gewisses Etwas, sein Sexappeal gewesen sein soll. Jedenfalls war er ein Fotograf, dessen Wege ich manchmal querte, und er ein Asphaltliterat, der meine kreuzte. Adieu.

1 Johann Barth: Archivroman. Edition Wortbrücke 1988, S. 91.

2 S. 22–23.

3 S. 23.

4 S. 17.

5 S. 14.

6 S. 61.